Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1915-1916)

Artikel: Briefe von einem Schweizer Wehrmann
Autor: Schär-Ris, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750199

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BRIEFE VON EINEM SCHWEIZER WEHRMANN

II.

Feldpost, 25. August 1915.

Man muss gefangen gewesen sein, um die Freiheit in vollen Zügen genießen zu können. Jetzt, im dreimonatigen Urlaub, fühlten wir so recht von ganzer Seele, dass wir nicht fürs Kriegshandwerk, sondern für die werktätige Arbeit im Heim, in der Gemeinde, im Staat, geschaffen sind. Ein unliebsames Zwischenspiel schien uns der Winter an der Grenze zu sein und ein heiliger Zorn stieg uns auf gegen die, welche leichtfertig den europäischen Riesenwurm aus der feuchten, nachtschwarzen Höhle geschreckt hatten. Aber wir hatten wenig Lust, lange zu zürnen. Bevor die Sonne hinterm Gurnigel verschwunden war, hatten wir mit Freude die vertraute Arbeit wieder aufgenommen, sahen mit Behagen weitläufig in die neu aufsprießenden Matten und Weiden, und als am folgenden Morgen vom Egghof herüber der Hahn krähte, fing im Dorfe das Dengeln und Wagenrasseln, das Hüscht und Hott und alle die heimeligen Werkelgeräusche an. Ach ja — die Welt war wie neu gestrichen; mancher von uns Wehrmännern entdeckte erst jetzt sein Heim und deren Bewohner. In allen Ästen und Hecken war ein Singen und Seligpreisen wie am ersten Tag. Es blieb dabei:

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal,
Nun armes Herz vergiss der Qual!
Nun muss sich alles, alles wenden.“

Das Wetter war überaus günstig und versprach eine reiche Ernte. Der Sohn ging mit allerlei Reformplänen auf dem Gute des Vaters herum; er hätte am liebsten gleich mit deren Verwirklichung begonnen; aber der Vater schüttelte misstrauisch das Haupt und sprach: mir scheint, der Riesenwurm hat die Höhle noch nicht ganz verlassen. Kaum war das Wort gesprochen, so zogen am südlichen Himmel Gewitterwolken zusammen; es fing an, unheimlich zu wetterleuchten. Was man nur heimlich sich zu denken gestattete, wurde zur Tatsache: das Kriegsfieber hatte auch das italienische Volk gepackt. — Das Alarmhorn heulte unsere

Täler entlang: nun brennt es rings um unser Haus! — Lasst den Pflug stehen! Axt in die Ecke! Losgespannt den Gaul und gesattelt! Herab von der Wand, du kaum erkaltetes Flintenrohr!

Über ein Kurzes, und wir marschierten wieder, still und ernst, den Marken unseres Vaterlandes entgegen. Leb' wohl, liebes, tapferes Weib! für dich marschiert sichs leichter. Dir lass ich den reifenden Acker und die Obhut übers Haus.

An allen Kreuzwegen gabs ein Wiedersehen und neues Abschiednehmen, denn die Einen zogen nach Süden, die Andern nach Norden, den strengen Nächten des Wachens entgegen.

Am Rheine reiften eben die Kirschen. Wir aßen mit Herzenslust die süßen, vollen Früchte und erinnerten uns der sauren, „wilden", daheim hinterm Haus und beschlossen, Schosse von diesen edlen heimzusenden. Einer meinte zwar: hier gibt es „Ghriesi", aber im Twärengraben hinten werden aus dem Schoss nur „Chirschi" treiben. —

Wie anders waren wir diesmal hergekommen! Ruhig, gefasst. Alles war geordnet. Da standen die Schilderhäuschen, dort die Gräben, alles zum Bezug bereit, noch „warm" von der alten Wache. Rasch waren wir im Waffenhandwerk wieder zu Hause. Die Bevölkerung öffnete Tür und Tor und wir empfanden, wie sehr unser Landesschutz allgemeine Angelegenheit geworden war.

Das Arbeitsprogramm erfuhr eine wohltuende Abwechslung, indem es turnerischen Übungen einen nicht geringen Platz einräumte. Regen und Sonnenschein, taufeuchten Morgenwind und mittägliche Hitze ließen wir auf unsern entblößten Oberkörper einwirken. Das Spiel wurde uns zwar durch einige Krämer, die in diesem eine sittliche Gefahr witterten, dadurch verdorben, dass sie Taktlosigkeiten Einzelner als Regel austrompeteten. Sie werden damit die Unanständigkeit nicht ausrotten, uns aber haben sie um ein Vergnügen gebracht.

Aufs neue waren wir zum Warten verdammt. Alles Manöver; keine befreiende Tat; keine Schleusen durften geöffnet werden. In unserem Rücken grüßten verwitternde Burgen zu uns hernieder; in der Ebene lagen Mauern, faul und träge, und erzählten von römischen Legionen; in den engen Gassen der Rheinstädtchen gingen die Schatten großer Toter umher; zu unseren Füßen rauschte der Rhein und sang gewaltig von Ruhm und Größe ver-

gangener Zeiten. Alles, alles Geschichte, keine Gegenwart. Und in den Reden der großen Staatsmänner dreiviertel des Wortschwalles Geschichte, Lobpreisungen der Toten. Wollen wir auch mit einstimmen und in die lähmenden Melodien der uralten Lieder untertauchen? Haben wir nichts Besseres zu tun? — O gewiss. Noch ist das Heldentum lebendig. Es braucht nicht gerade dreinzuschlagen. Ich habe die feste Zuversicht, dass wir das auch könnten. Aber wir sind nicht bestimmt zu töten, sondern ins Leben zu rufen und Leben zu erhalten, und ein Held ist, der, im Bewusstsein seiner Kraft, die zum vernichtenden Schlage ausholende Hand noch einmal zurückruft und das Opfer durch seine Seelengröße bezwingt.

Die ungeheure Völkerleidenschaft ist am erlahmen. Man kann nicht mehr ganze Stämme vernichten; alle haben ihre und des Feindes Stärken und Schwächen gesehen und sind dabei bescheidener geworden. An einseitiger Betonung des Körperlichen ist genug geschehen; ein nächster Fortschritt muss auf dem Gebiete des Geistes sein. Drum lasst uns die alten Ruinen des Geistes dem Erdboden gleich machen, weiten wir die engen Gassen zu breiten Straßen aus, lassen wir Luft, Licht und Weite in unser Wesen einkehren; machen wir uns fähig, vom „Feinde" zu lernen und das Fremde zu achten. Bringt es eine Mutter zustande, ihre verschieden gearteten Kinder mit der gleichen Liebe zu behandeln, wie sollte es nicht möglich sein, dass die Kinder dies durch Eintracht unter sich lohnten. Und es hängt oft an so Geringem: ungleiche Tracht, verschiedener Körperbau, verschiedene Sprache, Beruf — und das soll genügen um daraus eine Ungleichheit vor den ewigen Dingen zu folgern? Was hat ein Kaiser vor einem schlichten Landmann voraus, wenn sie ihr Werk mit dem der Natur vergleichen?

Man kann in der Beurteilung der Staatsformen und deren Anwendung auf die Völker scharf getrennt sein. Ein Schweizerbürger aber kann nicht anders, als die Entwicklung der Despotie zur beschränkten Monarchie und endlich zur Volkssouveränität in der Republik als einen Fortschritt betrachten. Drei Hauptstützen hat die Despotie: Imperialismus, Militarismus und Klerikalismus. Der echte Republikaner muss ihnen Feind sein. Nur auf den Ruinen dieser Riesenkörper kann sich das wehende Banner eines dauerhaften Friedens entfalten. Hunderttausende mussten erst den Jammer dieses Völkermordens erfahren, um zu dieser Einsicht zu

gelangen. Sie mussten unter der Knute gewesen sein, um Fanatiker der Freiheit zu werden. Möchten sie wie Sauerteig wirken und die wahre Bestimmung des Adelsmenschen: durch Duldung zur Freiheit! — hernach in die Völker tragen.

Solche Gedanken hegend erstiegen mein Freund und ich eines Abends die Anhöhe im Rücken der Stadt. Wir fanden da eine große Menge Neugieriger, die gekommen war, im Elsaß drunten die Nachtgefechte zu beobachten. Sie brauchten nicht lange zu warten. Die Leuchtkugeln stiegen in der Gegend des Hartmannsweilerkopfes; Lichtsignale zuckten von den Höhen und bang und langanhaltend rollten die Donner der schweren Geschütze. Die Phantasie ergänzte die grausen Bilder, die sich dort unten im Dunkel der Wälder entrollten. Leichtfertiges Volk kam des Weges. Die einen sangen die Marseillaise und gleich hintendrein, geboren aus einer ulkigen Gegensatzessucht, ertönte die Wacht am Rhein. — Wir gingen zur Seite; unter unsern Waffenröcken hämmerten die Sympathien für keinen der kämpfenden Nachbarn, wohl aber für die Helden, die dort mit ihrem Blute den Boden tränkten. Uns dauerten die Gaffer, von denen wenige eine einzige Mahlzeit unbeklagt herzugeben imstande wären.

Wir kehrten zur Stadt zurück und traten in unsere Behausung. Ein langgezogener Saal; darin zwei peinlich genau gerichtete Strohwalmen, ein Holzgestell in der Mitte, auf dem die Tornister lagen, an der Wand die blitzblanken Gewehre. Das ist der ganze Haushalt. Diese Einfachheit tat unsern Herzen wohl; sie neu zu lernen wird eine Mission des Krieges sein.

Über die Straße stand ein vornehmes Gasthaus. Durchs Fenster konnten wir in den weiten, mit ausgewähltem Publikum angefüllten Saal sehen. Ein ganz eigentümlich zusammengesetztes Orchester unterhielt die Menge. Ein schlanker, schwarzäugiger Mann strich mit Leidenschaft die Geige und seine Töne zitterten bald wie aufsteigende, warme Luft an Sommertagen, bald klagten sie wie Nachtigallensang, um gleich darauf in kopflosem Jubelsturm sich in weitgespannten Himmelsräumen zu ergehen. — Eine elegant gekleidete Dame zupfte die Harfe und es lag schon Musik im Spiel der Finger, des Armes und des Kopfes. Harfe und Spielerin ganz eins. Hüpfend huschten Akkorde über das glitzernde Saitenwerk, und das Weinlaub im Haar der schönen Frau wippte rythmisch auf und nieder. — Ein breitschultriger, starkknochiger

Mann, mit kurzgeschnittenem, blondem Haar und blauen Augen saß am Klavier. Sein Spiel war virtuos, durchdacht und voll Schwung. Er liebte das Crescendo und das Finale. Von der Kraft seines Spiels hob sich die Feinheit der Geige und Harfe umso leuchtender ab. — Der Cellist fiel auf. Langes, schwarzes, glattes Haar, in der Mitte gescheitelt, darunter ein bleiches Antlitz voll Feuer und Wildheit. Er wartete voll Ungeduld auf die Soli, um dann seine ganze Leidenschaft ausleben zu lassen; und es klang darin von Außergewöhnlichem, eine ganze Sehnsucht nach Heide und Steppe und endlosen Feldern. — Diese Gruppe überragte ein baumlanger Kerl: grauer Kopf, grüne Augen, graue Kleider. Viel Geist und Energie in der ganzen Haltung. Ihn schien die Musik mehr zu unterhalten als zu ergreifen; von seinem Wesen legte er nur das allernotwendigste hinein, griff bald zum Paukenschlägel, um ein Fortissimo herauszuhämmern, bald zur Flöte, um Weisen am Kamin zu geben. — Und sonst noch allerlei Volk spielte da und trug bei zur Erreichung einer schönen Tonfülle. Etwas abseits, um Platz zu haben für sein fünf Meter langes, aus junger Rinde gedrehtes Horn, saß ein schlichter Mann. Seine Faust umfasste fest das Horn; denn dieses hatte in seinem Walde gewachsen und er hatte es selbst gedreht, und zwischen den Knieen seines Großvaters hatte er blasen gelernt. Und wenn er nach steil abbrechenden Fortissimi anhub zu blasen, so widerhallte es im ganzen Saal, und die Scheiben zitterten, und die Damen rückten auf ihren Sesseln zurecht. Und wie von Fluh zu Fluh, wie durch langgezogene, tiefgefurchte Täler flutete das Übermaß der Tonfülle. Die Einfachheit der Tonbewegungen grenzte ans Ärmliche, aber ihr Wesen roch nach Firn und Harz und barg eine ganze, ganze Seele.

Und nun ging's dem Finale zu: der Dirigent holte aus, alle Elemente der Musik mobil zu machen. Und da sang der Geiger vom weiten, blauweißen Himmelsgewölbe und vom Meeresrauschen; die Harfe summte von Blumengärten und Schmetterlingen; hinein drängten wie wogendes Korn die Züge des Cellospielers; der Pianist verstärkte die Akzente und lustig tönte es wie Hammer und Amboß im Waldesgrund; gewaltig, wie brechende Wogen an Felskanten, donnerten die Schläge des Langen und hieben Abschnitte ins Gemenge. — Weit hinten, wie in Felsen und Gräten, verhallten die Schallwellen des langen Horns.

„Das Lied war aus.“ Wir lauschten nach. Etwas Schönes war an uns vorübergegangen. Wir hätten es am Rockende fassen mögen, es innig flehen: verweile noch einen kleinen Augenblick. — Vorbei. —

Zwei Welten, die der Zerstörung, die des Aufbaues; sie grenzen hart aneinander, und das Menschenherz sehnt sich von der einen in die andere.

Jetzt aber ist nicht die Zeit des Sinnierens. Fest wollen wir beiden Welten ins Gesicht sehen und uns von keiner überraschen lassen. Die besondern Zeitumstände legen uns besondere Pflichten auf. Jetzt herrscht der Soldat und der Kampf muss ausgekämpft sein. Wir müssen uns mit dem Gedanken abfinden, dass der Strudel eines Tages auch uns erfassen könnte. Für diesen Augenblick lasst uns in Bereitschaft sein und emsig sorgen, dass uns alsdann nur der Feind von außen fasse und nicht der innere. Manchmal, bei großen Manövern, wenn aus allen Waldwinkeln heraus, von allen Pässen herunter, die Fähnlein nach einem einzigen Plan und Befehl sich bewegten, wenn die verklärte Naturschöne und das Sturmspiel der Bataillone die Herzen in Schwung brachten; oder wenn mit klingendem Spiel unter dem Torbogen sagengrauer Schweizerstädte durchmarschiert wurde und unter dem Gleichschritt das Pflaster erdröhnte und die Sympathien aus allen Fenstern mit Tüchlein winkten, vom Turm herunter die Glocken jubelten — dann fühlten wir uns wieder als eine große, geeinte Landsgemeinde.

Wie oft aber beschlichen uns Kleinmut und Teilgedanken, wenn Müdigkeit uns die Glieder bog, der Sack uns die Schultern „hickte“, Regen und Kälte uns die Haut gerbte. Klaffend gähnte uns, da wo sonst Patriotismus gröhlte, Begeisterung maulte, eine öde Leere entgegen. Mit Schrecken gewahrten wir, dass wir noch weit vom Ziel waren.

Heute schämen wir uns nicht mehr, uns zu gestehen, dass jeder vor der eigenen Türe kehren muss, dass Pionierarbeit dem Staate nottut. Es müssen Brücken geschlagen werden, die feindlichen Ufer zu verbinden, und echte Kameradschaft durch dick und dünn gepflanzt, das Einigende zu betonen. Dazu braucht es vor allem einen dauerhaft guten Willen, der sich auf die Einsicht gründet, dass immer noch das gegenseitige Vertrauen die beste und langlebigste Politik ist.

SIGRISWIL (Bern) ADOLF SCHÄR-RIS